

Françoise Malby-Anthony
mit Katja Willemsen

Ein Elefant in meiner Küche

Was mir die Herde über Liebe, Trauer
und Lebensmut beibrachte

mvgverlag 

© des Titels »Ein Elefant in meiner Küche« von Françoise Marie Malby-Anthony (ISBN Print 978-3-7474-0037-1)
2019 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

1 DIE EINZIGEN MAUERN ZWISCHEN MENSCHEN UND ELEFANTEN SIND DIEJENIGEN, DIE WIR SELBST ERRICHTEN

Stürmisches Wetter versetzte unsere Elefanten immer in Unruhe, und dass Winde von Sturmstärke vorhergesagt waren, bedeutete: Es bestand die Gefahr umstürzender Bäume, die den Begrenzungszaun von Thula Thula einreißen konnten. Der Zyklon hatte sich schon seit Tagen angekündigt, und auch wenn wir nach einem sengend heißen Sommer dringend Wasser benötigten, konnten wir ganz gewiss keinen Tropensturm gebrauchen.

Wir sorgten uns um die Herde, aber mein Mann Lawrence und ich vertrauten darauf, dass sie von ihrer neuen Leitkuh Frankie – meiner Namensvetterin – an einen sicheren Ort irgendwo in der Weite unseres Wildtierreservats geführt würde.

Wir hatten die Elefanten schon seit einer Weile nicht mehr in der Nähe des Hauses gesehen und ich vermisste sie. Bei jedem Besuch gingen ihre Rüssel sofort in die Höhe, um unser Haus zu »lesen«. Waren wir überhaupt zu Hause? Wo waren die Hunde? Lag der Hauch einer neuen Bougainvillea in der Luft?

Bijou, meine Malteserpudelhündin und souveräne Prinzessin des Reservats, hasste es, nicht im Mittelpunkt zu stehen, und kläffte sie daher immer empört an. Die erwachsenen Elefanten ignorierten sie, aber die Jungen waren ebenso übermütig wie sie und jagten sie fröhlich den Drahtzaun um unseren Garten entlang – eine schlaksige Bande aus wedelnden Ohren und winzigen pendelnden Rüsseln.

Wie sehr wir ihre Besuche auch zu schätzen wussten, so wussten wir doch genau, dass es nicht gut für sie war, wenn sie sich in der Umgebung von Menschen so wohlfühlten. Das Risiko, dass Wilderer ihr Vertrauen ausnutzten, war zu groß, und daher planten wir, sie langsam von uns zu entwöhnen oder, besser gesagt, uns von ihnen zu entwöhnen.

Lawrence war keineswegs erpicht darauf, seine geliebte Nana aufzugeben, die ursprüngliche Leitkuh der Herde. Das beruhte auf Gegenseitigkeit, denn Nana hatte ihrerseits ebenfalls keinerlei Absicht, ihre Bindung zu ihm aufzugeben.

Sie trafen sich heimlich. Lawrence parkte seinen zerbeulten Landrover immer einen guten halben Kilometer von der Herde entfernt und wartete. Nana fing dann seinen Duft auf, trennte sich leise von den anderen und trottete durch das dichte Buschland zu ihm, den Rüssel hoch erhoben zu einem Gruß voller Entzücken. Er berichtete ihr von seinem Tag und sie berichtete ihm zweifelsohne von ihrem, mit einem sanften, kehligen Kollern und Berührungen mit der Rüsselspitze.

Welch ein Unterschied zu der gequälten Kreatur, die damals, im Jahr 1999, in Thula Thula angekommen war! Wir hatten das Wildtierreservat gerade erst erworben – eine wunderschöne Mischung aus Fluss, Savanne und Wald breitete sich über die welligen Hügel von Zululand, KwaZulu-Natal, aus, das eine Überfülle an Kaffernbüffeln, Hyänen, Giraffen, Zebras, Gnus und Antilopen beherbergte, ebenso Vögel und Schlangen jeder Art, vier Nashörner, einen sehr scheuen Leopard und drei Krokodile.

Wir waren sehr enttäuscht, als wir im Nachhinein herausfanden, dass der Besitzer die Nashörner verkauft hatte. Damals gab es hier keine Elefanten und sie waren bestimmt nicht Teil unseres Plans. Zumindest noch nicht. Ganz sicher nicht so bald.

Als daher eine Beauftragte einer Tierschutzorganisation uns bat, eine gefährliche Herde von Elefanten aufzunehmen, waren

wir enteigert. Wir wussten nichts über die Haltung von Elefanten und verfügten auch nicht über die erforderliche *Boma* – das sicher umzäunte Gelände innerhalb des Reservats, wo sie bleiben konnten, bis sie sich an ihr neues Leben bei uns gewöhnt hatten.

»Die Frau muss doch wissen, dass wir damit keine Erfahrung haben«, sagte ich zu Lawrence. »Warum wir?«

»Wahrscheinlich, weil sonst niemand blöd genug ist. Aber Frankie, wenn wir Nein sagen, werden sie erschossen, sogar die Babys.«

Ich war entsetzt. »Ruf sie an und sag Ja. Wir kriegen das schon irgendwie hin. Tun wir immer.«

Zwei Wochen später, es war mitten in der Nacht und es regnete sintflutartig, brachten drei riesige Sattelschlepper sie zu uns. Von der vollen Wucht dessen, was da ankam, wurde ich förmlich erschlagen. Zwei erwachsene Kühe mit Nachwuchs, zwei Jungtiere und drei kleine Tiere, keine zehn Jahre alt. Bis dahin verstanden wir genügend von Elefanten, um zu wissen: Wenn es Probleme gäbe, dann mit den älteren Tieren. Lawrence und ich tauschten Blicke. *Lass bloß die Boma halten.*

Gerade als die Laster ins Reservat einfuhren, platzte ein Reifen und das Fahrzeug neigte sich gefährlich in den Schlamm. Mir gefror das Herz bei dem erschrockenen Trompeten und Kreischen der Elefanten. Erst in der Morgendämmerung gelang es uns, sie in die Sicherheit der neuen Umzäunung zu befördern.

Doch dort blieben sie nicht sehr lange.

Schon am folgenden Tag entdeckten sie eine Möglichkeit, die brutalen 8000 Volt der elektrischen Umzäunung zu umgehen, indem sie einen neun Meter hohen Tamboti-Baum daraufwarfen. Es gab einen Kurzschluss – und weg waren sie, auf dem Weg nach Norden in ihre ehemalige Heimat. Hunderte von Dörfern sprengelten die Hügel und Täler rund um unser Wildtierreser-

vat, also war ihr Ausbruch eine Katastrophe von höchstem Ausmaß.

Wir bemühten uns nach Kräften, sie zu finden. Man sollte annehmen, dass es einfach sei, eine Herde Elefanten zu entdecken, aber das ist es nicht! Große und kleine Tiere verstehen es instinktiv, sich im Busch unsichtbar zu machen, und auch diesen Elefanten gelang es. Spurensucher zu Fuß, mit Geländewagen und in Hubschraubern konnten sie nicht finden. Ich konnte einfach nicht untätig herumsitzen, daher sprang ich in meinen kleinen Wagen und raste zusammen mit Penny, unserer stämmigen Bullterrierhündin, als meiner Gehilfin auf der Suche nach ihnen über die unbefestigten Straßen.

»*Sawubona*, hast du sieben Elefanten gesehen?«, fragte ich in meinem besten Zulu jeden, an dem ich vorbeikam. Aber wegen meines französischen Akzents, der ihrer Sprache Gewalt antat, starrten alle die gestikulierende Blondine vor ihnen bloß an und schüttelten höflich den Kopf.

Es dauerte zehn Tage, um die Herde zurück nach Thula Thula zu befördern. Zehn lange, erschöpfende Tage. Wir lebten von Adrenalin und Kaffee und bekamen sehr wenig Schlaf ab. Dass Lawrence es fertigbrachte, dass sie nicht erschossen wurden, grenzte an ein Wunder. Die örtlichen für Wildtiere zuständigen Behörden hatten jedes Recht zu verlangen, dass die Elefanten erlegt wurden. Sie mussten schließlich für die Sicherheit der Menschen sorgen, und abgesehen davon wussten sie nur allzu gut, dass die Wahrscheinlichkeit, die Gruppe zu rehabilitieren, verschwindend gering war. Wir wurden gewarnt, dass die Elefanten, sollten sie wieder entkommen, definitiv erschossen würden.

Der Druck, sie erfolgreich anzusiedeln, war extrem, und mein Leben änderte sich über Nacht. Hatte ich mir bisher Sorgen wegen Kobras oder Skorpionen gemacht, so lag ich nun wach und wartete auf die Rückkehr von Lawrence, vor Angst erstarrt, dass

er bei seinem verzweifelten Versuch, die Elefanten dazu zu bringen, ihre neue Heimat zu akzeptieren, zu Tode getrampelt worden war. Nacht für Nacht blieb er so nahe an der *Boma*, wie er es wagte, sang zu ihnen, sprach mit ihnen und erzählte ihnen Geschichten, bis er heiser war. Mit zärtlicher Entschlossenheit und einer ordentlichen Portion Wahnsinn durchbrach Lawrence Nanas entsetzliche Furcht vor Menschen und gewann ihr Vertrauen.

Eines heißen Nachmittags kehrte er nach Hause zurück und schoss buchstäblich die Stufen zu mir herauf. »Du glaubst nicht, was geschehen ist«, sagte er, immer noch von Ehrfurcht ergriffen. »Nana hat ihren Rüssel durch den Zaun gestreckt und meine Hand berührt!«

Vor Schreck bekam ich große Augen. Nana hätte ihren Rüssel auch um seinen Leib schlingen und ihn durch den Zaun reißen können.

»Woher hast du gewusst, dass sie dir nichts tun würde?«

»Weißt du, wie das ist, wenn du jemandes Stimmung spüren kannst, ohne dass ein Wort gefallen wäre? Genau so war das. Sie ist nicht mehr wütend und sie hat keine Angst. Tatsächlich glaube ich, sie hat mir gesagt, dass sie bereit sind, ihr neues Zuhause zu erkunden.«

»Bitte sieh zu, dass du lebend da rauskommst«, bettelte ich.

»Wir sind über das Schlimmste hinweg. Bei Tagesanbruch werde ich die *Boma* öffnen.«

In dieser Nacht saßen Lawrence und ich auf unserer Veranda unter einem sternensüßem Himmel und stießen Champagnergläser aneinander.

»Auf Nana«, seufzte ich.

»Auf meine Baba.« Lawrence grinste.

In den letzten 13 Jahren war die Herde zu unserer Familie geworden, daher waren wir äußerst besorgt, als die Sturmwarnun-

gen schlimmer wurden und das Risiko, dass uns der Zyklon treffen würde, mit jeder Stunde anstieg.

Lawrence war geschäftlich unterwegs, ich war auf mich allein gestellt. Doch er rief mich unentwegt an. *Wie schlimm ist der Wind inzwischen? Hat es schon angefangen zu regnen? Patrouillieren die Ranger den Zaun entlang?* Einen schlechteren Zeitpunkt für seine Abwesenheit hätte er sich kaum aussuchen können. Zyklone sind in Zululand selten, aber wenn sie zuschlagen, können die Zerstörungen verheerend sein. Hinterher fand ich heraus, dass er unsere Versicherungsgesellschaft in Johannesburg angerufen hatte, um die Deckungssumme für witterungsbedingte Schäden zu verdoppeln. Das zeigt, wie beunruhigt er war. Ich konnte seine Rückkehr kaum erwarten.

Inmitten dieses Chaos, um sieben Uhr früh am Freitag, den 2. März 2012, erhielt ich einen Anruf und man teilte mir mit, dass mein unverwüstlicher Ehemann in der Nacht an einem Herzinfarkt gestorben war. Ich konnte es nicht fassen. Lawrence hatte das kriegsgebeutelte Bagdad überlebt, ebenso wüste Gewalt im Kongo – und jetzt würde ich ihn nicht mehr am Durban International Airport abholen und nach Hause bringen. Wie betäubt vom Schock sank ich aufs Bett.

Alle im Wildreservat verfielen in ungläubiges Schweigen.

»Es war, als hätte jemand den Stecker fürs Leben gezogen«, sagte Mabona, unsere Lodge-Managerin und Gästebetreuerin.

Wie ein Roboter machte ich weiter. Der Sturm wütete nach wie vor, und der KwaZulu-Natal-Notfalldienst hatte uns gewarnt, dass er sich in unsere Richtung bewegte. Ich sorgte dafür, dass den Gästen nichts zustoßen konnte, und wies die Ranger an, das Zeltlager mit zusätzlichen Schnüren und Drähten zu sichern.

Dann schenkte uns Mutter Natur eine unglaubliche Entlastung, denn Zyklon Irena schwenkte aufs Meer ab. Die Krise war vorüber. Wir stießen einen kollektiven Seufzer der Erleichterung aus.

rung aus und bereiteten uns darauf vor, der Trauer ins Gesicht zu sehen.

Wie würde ich auf Thula Thula ohne Lawrence überleben? Es erschien mir und unseren Angestellten als ein Ding der Unmöglichkeit. Viele glaubten, ich würde in meine französische Heimat zurückkehren und dort Zuflucht suchen. Er und ich hatten das Wildtierreservat als unzertrennliches Team geleitet. Lawrence oder *Lolo*, wie ich ihn nannte, hatte sich um alles gekümmert, was mit den Tieren und deren Sicherheit zu tun hatte, und ich war für Gäste, Marketing und Finanzen zuständig. Wir gingen nach dem Prinzip Learning by Doing vor, eigneten uns Dinge an, von denen wir bislang nichts verstanden, und packten einfach den Stier bei den Hörnern, bei jeder Herausforderung, die sich uns in den Weg stellte. Wie zum Beispiel eine Herde emotional geschädigter Elefanten aufzunehmen. Was hatten wir uns dabei bloß gedacht?

Aber uns war es mit Mut und Verrücktheit und unter viel Gelächter gelungen – mehr als gelungen. Wir liebten einander und wir liebten die Oase, die wir im afrikanischen Busch errichtet hatten. Tiere zu schützen, insbesondere Elefanten und Nashörner, war der Mittelpunkt unseres gemeinsamen Lebens.

Und jetzt war von einem Tag auf den anderen mein Partner in allen Lebenslagen verschwunden. Es war einfach undenkbar, und weil er nicht hier gewesen war, als es geschah, fühlte sich sein Tod auch nicht wirklich an. Die Neuigkeit breitete sich wie Buschfeuer aus und E-Mails, Anrufe und Nachrichten strömten aus aller Welt herein. Es war nicht nur meine Trauer, es war die Trauer aller. Dennoch konnte ich es nicht fassen. Immerzu erwartete ich einen Anruf von ihm: *Frankie, ich bin am Flugplatz! Wo bleibst du denn?*

Wie in Trance stolperte ich durch dieses erste Wochenende. Sehr früh am Sonntagmorgen informierte mich ein Anruf, dass

die Herde aufgetaucht war und sich in Bewegung gesetzt hatte. »Sie ziehen nach Süden«, ertönte es knisternd im Funkgerät. »Richtung Haupthaus.«

Das war eine Überraschung. Das letzte Mal waren sie während der schlimmsten Sturmwarnungen gesichtet worden, gut zwölf Gehstunden von uns entfernt – und, nicht zu vergessen, das sind zwölf von Mammutmuskeln unterstützte Stunden. Jetzt waren sie nur noch 15 Minuten entfernt. Aber um ehrlich zu sein, ich dachte nicht weiter darüber nach.

Alles verschwamm vor meinen Augen und ich konnte kaum die Energie für die Dinge aufbringen, die ich zu erledigen hatte. Unsere Gäste wussten noch nicht, was geschehen war, und irgendwie musste ich für sie den Betrieb in der Lodge aufrecht erhalten.

Promise, ein gut aussehender Ranger, der ebenso geschickt darin war, Cocktails zu mixen, wie darin, ein scheues Tier aufzuspüren, war der Erste, der die Herde zu Gesicht bekam, und wäre fast in sie hineingerauscht. Sie standen unmittelbar vor dem Tor zum Hauptgebäude und Empfangsbereich, sodass er nicht hereinfahren konnte. Sofort fiel ihm etwas Merkwürdiges auf: »Sogar die Bullen sind hier«, berichtete er.

Jungbullen halten sich eher von den anderen fern oder sie bleiben außer Sicht, wenn sie in der Nähe sind. Aber an jenem Morgen drängelten sich sämtliche 21 Mitglieder der Herde am Tor, eindeutig aufgeregt. Das war höchst ungewöhnlich, weil sie bei ihren Besuchen normalerweise total gelassen waren.

Wenn Lawrence nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, tauchten sie manchmal auf, streunten herum und grasten geduldig, während sie darauf warteten, dass er herauskam und sie begrüßte. Oder wenn sie ein Baby vorstellen wollten, standen sie, Frieden ausstrahlend, am Zaun und stießen das Neugeborene sanft nach vorn, damit es ihn begrüßte.

Doch der Sonntag nach seinem Tod verlief ganz anders. Sie waren unruhig und tigerten hin und her. Völlig unorganisiert bewegten sie sich zur Front des Hauses, blieben dort ein paar Minuten lang stehen und schoben sich dann wieder zur Rückseite des Hauses – niemals grasend, immer in Bewegung.

»Sie waren beunruhigt, aber ich hatte keine Ahnung, warum. Vielleicht hatten sie eine Begegnung mit Wilderern. Als ich näher herankam, sah ich die verräterischen Streifen von Stress auf ihren Gesichtern, sogar bei den Babys«, sagte Promise hinterher und rieb sich erstaunt die eigenen Wangen.

Die Schläfendrüse eines Elefanten sitzt zwischen seinem Auge und Ohr und sondert Flüssigkeit ab, wenn das Tier unter Stress steht – was den fälschlichen Eindruck erwecken kann, dass es weint. Die Elefanten an unserer Zufahrt weinten nicht, aber die dunklen, feuchten Linien, die ihnen an den gewaltigen Wangen herabließen, zeigten, dass etwas sie tief berührt hatte. Nach etwa 40 Minuten reihten sie sich an dem Zaun auf, der unser Haus vom Busch trennte, und ihre sanfte Kommunikation setzte ein.

Feierliches Kollern wälzte sich durch die Luft, dieselbe niederfrequente Sprache, die sie bei Lawrence stets benutzten. Mabula, der dominierende Bulle der Herde, bewegte sich mit den anderen auf und ab, nur Nana stand schweigend da, als würde sie darauf warten, dass Lawrence auftauchte, aber auch, als würde sie wissen, dass er nicht käme.

Wir hatten sie seit Monaten nicht gesehen. Warum jetzt? Warum genau an diesem Wochenende? Und warum waren sie so besorgt? Kein wissenschaftliches Buch kann erklären, warum unsere Herde an diesem Wochenende erschien. Für mich hingegen war das völlig klar. Als das Herz meines Ehemanns aufhörte zu schlagen, regte sich etwas in ihren Herzen, und sie legten die vielen, vielen Kilometer an Wildnis zurück, um mit uns zu

trauern, um ihm ihren Respekt zu erweisen, genau so, wie sie es taten, wenn einer der ihren gestorben war.

Ich bin als Stadtmädchen aufgewachsen, eine Pariserin durch und durch, die jemandem den schnellsten Weg nach Saint-Germain-des-Prés erklären konnte, jedoch nicht das Geringste über Tiere wusste. In unserer Familie gab es nie Haustiere, obwohl wir einmal eine Schildkröte in unserem Garten hatten. Beim Leben und Arbeiten in einer Stadt, sogar in einer wunderschönen Stadt wie Paris, da bleibt keine Zeit, um die Natur wahrzunehmen, wie man es im Busch tut. Es geht nur um *métro, boulot, dodo* – Metro, Job, Heia –, wie die Franzosen sagen: Das Leben ist eine erbarmungslose Tretmühle aus Pendeln, Arbeiten und Schlafen. Doch sogar während ich die Pariser Tretmühle bediente, wusste ich irgendwo tief in mir stets, dass ich in einem fremden Land enden würde.

Aber am Ende der Welt in Afrika? So fremd nun auch wieder nicht.

Nichtsdestotrotz war ich jetzt am Ende der Welt, allein, und begrub meinen Ehemann. Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte. Ich bat Vusi und Promise, Lawrences Vertraute, zum Haus zu kommen und über das Ausstreuen seiner Asche zu sprechen.

»Wir sollten die Knochen von Mnumzane zum Stausee bringen. Ich möchte, dass Lawrence und er beieinanderliegen«, sagte ich leise.

Der Mkhulu-Stausee war Lawrences Lieblingsort in Thula Thula. Er und Vusi hatten ihn gemeinsam errichtet und dorthin war er immer gegangen, um den Kopf frei zu kriegen und seine Seele zu füllen. Mnumzane war sein liebster junger Elefantenbulle gewesen, der als Teil der ursprünglichen Gruppe zu uns gekommen war; ein verstörter Junge, dessen Mutter und Schwester vor seinen Augen erschossen worden waren. Obwohl

er bei seiner Ankunft noch so jung gewesen war, eigentlich erst ein Kind, und noch dazu ein verstörtes, verstand er die Verantwortung, der älteste männliche Elefant zu sein, und als Allererstes jagte er Lawrence, um ihn daran zu hindern, seiner Familie zu nahe zu kommen. Lawrence bewunderte seinen Mumm sehr und taufte ihn daher auf den Namen *Mnumzane* – Zulu für »Sir« – und dies wurde eine seiner Lieblingsgeschichten.

»Er muss total verschreckt gewesen sein«, erzählte Lawrence gern. »Er war gerade 18 Stunden in einem klappernden eisernen Gefängnis auf Rädern gereist, und als er endlich draußen war, war alles fremd. Keine vertrauten Gerüche, kein sicheres Versteck, zu dem er rennen konnte, bloß ein Haufen erschöpfter Menschen, die eine extreme Gefahr für ihn darstellten, aber er scheuchte uns dennoch ganz schön herum. Wenn ich einen Hut aufgehabt hätte, dann hätte ich ihn vor ihm gezogen.«

Einige Monate später wurde Mnumzane von der Herde ausgestoßen. So ziehen Elefanten ihren männlichen Nachwuchs auf: Sie trennen sie und ihren steigenden Testosteronspiegel von ihrem jungen weiblichen Nachwuchs. Das verhindert Inzucht und es stellt sicher, dass die Gene weite Verbreitung finden. In Mnumzanes Fall traf das im Grunde nicht zu, weil er eine Waise war und daher keinerlei Familienbande mit irgendeinem weiblichen Nachkommen hatte, aber im Königreich der Elefanten sind Regeln eben Regeln, und Nana war eine strikte Herrin, die ein Techtelmechtel unter ihren Augen nicht duldete.

Es war herzerreißend, wie er litt. Er hatte bereits seine Mutter und Schwester verloren und jetzt verlor er seine Ziehmutter und seine Geschwister auch noch. Er fraß kaum etwas und die einzige Möglichkeit, damit er nicht vor Kummer dahinsiechte, war, ihn mit besonderen Leckerbissen aus Alfalfa und dornigen Akazienzweigen zu locken, die er mit demselben Genuss verschlang wie ein menschlicher Teenager seine Burger.

Ich werde niemals den Tag vergessen, an dem Mnumzane beschloss, Lawrence unmissverständlich zu zeigen, was er für ihn empfand. Dieser prächtige, große, vier Tonnen schwere Elefant schlenderte zum Landrover und stellte sich davor, wodurch er ihn am Weiterfahren hinderte.

»Ich fürchtete um mein Leben«, erzählte mir Lawrence später, »aber dann fixierte er mich mit diesen seelenvollen Augen und schwang seinen riesigen Kopf hin und her, als ob er sagen wollte: *Du musst nicht so schreckhaft sein, Alter*, und ich wusste, dass er mir sagte, er sei gern mit mir zusammen.«

»Er sucht einen neuen *Papa*«, neckte ich.

»Wahrscheinlich hast du recht, und das ist etwas, worüber wir nachdenken müssen. Er kommt in das Alter, in dem ihn jemand an die Kandare nehmen muss, der einen härten Stoß verträgt als ich!«

Von da an suchte Mnumzane regelmäßig Lawrence für Plaudereien zwischen Vater und Sohn auf. Ich weiß nicht, wer diese Zusammenkünfte mehr liebte: Lawrence, der stolze Ziehvater, der seinen Sohn beim Aufwachsen beobachtete, oder Mnumzane, der zurückgewiesene Teenager, der unter Lawrences Liebe und Akzeptanz aufblühte.

Daher war es für Lawrence ein so vernichtender Schlag, als dieser sanfte Riese eines Tages gewalttätig wurde. Ohne dass es jemand gewusst hätte, trieb ein rasender Schmerz von einem Abszess Mnumzane in den Wahnsinn, und nachdem er ein Nashorn getötet und einen liegen gebliebenen Geländewagen in einen Schrotthaufen verwandelt hatte, wusste Lawrence, dass die Zeit gekommen war.

Ihn zu erlegen war eine der traumatischsten Entscheidungen, die er jemals treffen musste. Er zog sich in seinem Kummer zurück und ich wusste nicht, wie ich ihn trösten sollte. Er gesellte sich nicht einmal mehr zu den Gästen an der Bar, was er immer

gern getan hatte. Oft verschwand er stundenlang und ich wusste, dass er den Ort aufsuchte, an dem sein Junge gestorben war.

Wir unternahmen lange Fahrten in den Busch. Wir saßen am Mkhulu-Stausee und erinnerten uns an all das, was Mnumzane während unseres kurzen Zusammenseins getan hatte.

»Ein verfluchter *Abszess*. Eine Ladung Antibiotika hätte ihm helfen können. Ich hätte es wissen müssen.«

»Hättest du nicht. Nicht einmal du, Lolo«, sagte ich unzählige Male.

Sie waren verwandte Geister, diese beiden – tapfer, unberechenbar, lustig und sanft. Ich wusste aus tiefstem Herzen, dass ihre Wiedervereinigung im Tod genau das war, was Lawrence gewollt hätte.

Nur Erinnerungsfetzen sind von dem Tag verblieben, an dem wir seine Asche verstreuten. Ich erinnere mich an den Konvoi von Autos, der ebenso lang zu sein schien wie die Straße selbst. Ich erinnere mich an die aufgewirbelten Staubwolken, als wir nach Norden fuhren, wo der Stausee lag. Ich erinnere mich, dass wir im Licht eines Halbmonds am Ufer standen. Ich erinnere mich an Anekdoten und Geschichten. Ich erinnere mich an Tränen und Gelächter. Ich erinnere mich an dunkle Wellen auf dem Wasser. Zu dieser Zeit war ich seit 25 Jahren in Südafrika und ich liebte seinen Schmelztiegel aus Traditionen und Kulturen, aber für wenige Augenblicke an diesem Tag verlangte es mich nach der hektischen Vertrautheit von Montparnasse, wo ich in Paris gelebt hatte. Es war das einzige Mal, dass ich mich nach Frankreich sehnte, denn mein Leben fand in Südafrika statt, und wie bei Nana waren meine Familie jetzt die Tiere und Menschen von Thula Thula.

Das Leben im Busch lehrt einen, dass das Leben ein großartiger Zyklus aus Geburt und Tod ist, und nichts zeigte mir das

mächtiger als der Augenblick, als Nana etwa um die Zeit des Dahinscheidens von Lawrence ein wunderschönes männliches Elefantenbaby gebar.

Natürlich taufte ich es Lolo.

2 VERLIEBT IN THABO

Ich stand vor dem Ventilator in der Küche, strich mir die Haare aus dem Nacken und versuchte, mich auf das zu konzentrieren, was Winnie sagte. Es war der dritte schwüle Tag mit Temperaturen von 40 Grad und ich war todmüde. Das waren wir alle. Aber die Lodge war voll und wir gaben unser Bestes, um weiterzumachen.

»Ich glaube, Mango- und Avocadosalat wären eine gute Vorspeise bei dieser Hitze«, schlug sie auf ihre sanfte Art vor. Ich nickte unbestimmt. Lawrence hatte Mangos geliebt. Ich sah zu dem Lärm hoch, der aus dem Büro kam. Jemand sendete dieselbe Nachricht immer und immer wieder über den Sprechfunk.

»Elephant Safari Lodge, hört ihr mich?«

Schweigen.

»Vusi? Mabona? Hört ihr mich? *Nikuphi nina?!*«

Der Sprechfunk ist ein entscheidendes Werkzeug zum Überleben im Busch und alle können damit umgehen. Ich wusste nicht genau, wer der Ranger war, aber die Stimme klang panisch. Ich wollte schon antworten, da läutete mein Handy.

»Bist du das am Funkgerät, Promise?«, fragte ich.

»Françoise – Wilderer! Thabo hat eine Kugel abgeknallt!«

Ich packte das Handy fester. Thabo, unser Nashornkalb.
»Und Ntombi?«

»Ihr geht's gut, aber sie will uns nicht an ihn ranlassen. Wir können nicht sagen, wie schwer er verwundet ist. Wir brauchen Mike hier, dringend!«

Ich hörte, was er sagte, begriff jedoch nicht so richtig. Die beiden Wochen seit Lawrences Tod waren ein blindes Durchei-